

Es gilt das gesprochene Wort!
Sperrfrist: Neujahr 2022 - 1. Januar 2022, 17:30 Uhr

Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck

**Predigt im Pontifikalamt zum Oktavtag von Weihnachten –
Hochfest der Gottesmutter Maria – Neujahr 2022, 17:30 Uhr –
Hoher Dom zu Essen**

Texte: Num 6,22-27;
Gal 4,4-7;
Lk 2,16-21.

Liebe Mitbrüder im geistlichen Amt,
liebe Schwestern und Brüder,
liebe Gemeinde!

I.

Unsicherheiten aller Art, wie sie zu unserem Alltag gehören, sind Hinweise darauf, dass wir in krisenhaften Zeiten leben. Ein Satz, den ich vor Wochen gehört habe, hat sich mir eingepägt: „Wir haben eine doppelte Klimakrise!“ Genau solchen Unsicherheiten, die sich hinter diesem bildhaften Wort verbergen, zeigen das Krisenhafte unserer Zeit an. Wir leben nämlich in Zeiten von Veränderungen, aber auch von zu treffenden Entscheidungen. Genau das meint das griechische Wort *Crisis* (Krise). Wir erleben nämlich neben der Krise des ökologischen Klimas, für die auch in unserem Bistum die letztjährige Flutkatastrophe von Juli 2021 steht, auch derzeit eine Krise des gesellschaftlichen Klimas, die sich in der Corona-Krise mehr als deutlich in allen ihren Facetten offenbart. Zeigt sich die ökologische Klimakrise in steigenden Temperaturen und in vielen damit verbundenen Naturkatastrophen, so erleben wir die gesellschaftliche Klimakrise in immer hitziger werdenden Auseinandersetzungen zu unterschiedlichen Themen, bei denen es oft so unversöhnlich und heftig mit deutlichen Verwerfungen und Spaltungen zugeht, dass mir angst und bange wird.

Deutlich wird dabei, dass sich Veränderungen ankündigen, die mit Trennungen verbunden sind und entscheidende Weichenstellungen verlangen. Das Leben auf dieser Erde, so spüren wir es in vielerlei Hinsicht, verändert sich grundlegend und damit auch unser ganz persönliches Leben.

Dabei zeigen sich verschiedene Phänomene: Der ökologische Klimawandel wird noch immer von Menschen geleugnet, auch wenn sich ernstzunehmende Wissenschaftler und andere sehr einig sind, dass sich unser Planet, weil er schon derartig geschädigt ist, ohne massive Veränderung unserer Lebensweise nicht mehr in eine gute Zukunft hinein entwickeln kann. Darum sind viele Veränderungen notwendig, die uns alle noch sehr massiv betreffen werden. Und darum wohl auch sind die Verwerfungen so groß, die dies in den öffentlichen und privaten Auseinandersetzungen auslösen.

Ähnliches erleben wir aber auch in der nun schon lange andauernden Corona-Pandemie, die derartig dramatisch ist, wie es die Nachkriegsgenerationen in unserem Land bisher nicht kennen, weil wir uns daran gewöhnt haben, dass das Leben in jeder Hinsicht beherrschbar ist und sich immer nur zum Besseren entwickelt. Die Pandemie führt uns aber alle Unsicherheiten des Lebens, all unsere Endlichkeit und unsere Schwachheit vor Augen. Wir sind verletzlich, begrenzt und sehr endlich. Ein kleines unsichtbares Virus stellt von heute auf morgen im globalen Maßstab das ganze Leben auf den Kopf. Auch hier geht es um neue Gerechtigkeits- und Solidaritätsfragen, die immer wieder, wie es die Auseinandersetzungen um das Impfen zeigen, Menschen im Innersten berühren. Ohne Verzicht und persönliche Verluste wird auch diese Krise nicht zu bewältigen sein.

II.

So frage ich mich, was wir denn angesichts einer solchen Lage am dringendsten benötigen. In den gegenwärtigen Krisen brauchen wir dringend eine Haltung, die die Wirklichkeit ernst nimmt und eingesteht, dass wir in Unsicherheiten leben und an die Grenzen des Gewohnten stoßen. Wir müssen also Ohnmacht zulassen und einander viele Ängste und Sorgen zugestehen. Aus sich heraus ist keiner mehr stark. Darum braucht es auch die Fähigkeit zum Dialog, zu einer konstruktiven Konfliktkultur, wie ich oft sage. Dazu gehört die Einsicht, dass in schweren Krisen keine einfachen Lösungen vorhanden sind und wir nur im Miteinander fähig sind, eine Lage zu bewältigen, die jeden persönlich und einzeln überfordert.

Es braucht angesichts des Klimawandels einen Kulturwandel, um konstruktiv bereit zu sein, einen Wechsel von Perspektiven vorzunehmen, unterschiedliche Sichtweisen zuzulassen, einander verstehen und voneinander lernen zu wollen und so Wege zu finden, die von allen gegangen oder zu mindestens mitgetragen werden können. Das ist eine große Herausforderung, verbunden mit neuen Erkenntnissen und Einsichten sowie mit dem Wagnis, Vertrautes loszulassen und Neues zu riskieren. Denn es hilft nicht, Krisen zu leugnen. Der Klimawandel ist genauso real wie das Corona-Virus, das weit mehr ist als ein harmloses Erkältungsvirus. Wenn die Erkenntnisse der weit überwiegenden Mehrheit aller Wissenschaftler übereinstimmen, dann ist es verantwortungslos, diese nicht ernst zu nehmen. Die unzähligen Opfer des Klimawandels, aber auch der Corona-Pandemie verpflichten uns ernsthaft, nach Wegen zu suchen, die vernünftig sind und durch die Vernunft von allen erkannt werden können, um diese Krisen zu bewältigen.

Es ist mir ein Anliegen, darauf hinzuweisen, dass wir genau deswegen auch den zunehmenden Polarisierungen und oft unversöhnlich gegenüberstehenden Meinungen entgegentreten müssen, indem wir die dahinterliegenden Ängste offen benennen und besonnen miteinander Ausschau halten nach neuen Wegen. Jede Krise braucht den geduldigen Dialog, der gegenseitiges Verstehen ermöglicht, damit dieses in eine neue Welt hineinführt. Es gilt, ein gegenseitiges Misstrauen zu überwinden, das zerstört, das von Unterstellungen, Pauschalierungen, Unsachlichkeiten und Schuldzuweisungen durchzogen ist, die niemandem helfen und nichts besser machen kann, sondern nur Konflikte verschärft und ein friedliches Miteinander verunmöglicht. Dass die Kräfte in unserer Gesellschaft wachsen, die Misstrauen säen und auch unseren gemeinsamen, demokratischen und rechtsstaatlichen Institutionen nicht mehr vertrauen, macht mir große Sorgen. Wie wollen wir denn noch zusammenleben, wenn wir einander nicht mehr vertrauen und selbst in grundlegenden Fragen keine Verständigung mehr finden, so frage ich mich.

III.

Ich kann diese Szenarien noch zuspitzen, wenn ich von den Krisensituationen spreche, in denen wir Katholiken stehen, insbesondere nachdem es durch den Missbrauchsskandal zu einer existenziellen Krise unserer Kirche gekommen ist. Auch hier kündigen Krisen Zeitenwechsel an. Auch der „Synodale „Weg“ der Kirche in Deutschland ebenso wie der „Weltweite Synodale

Weg“ von Papst Franziskus bezeugen dies. Geht es doch darum, auf neue Weise die Weite des Evangeliums zu entdecken und zugleich mutig und veränderungsbereit unsere Kirche zu gestalten, ohne ihrem Ursprung untreu zu werden, wie dann oft fälschlicherweise behauptet wird. Abscheuliche Taten sexueller Gewalt, von geistlichem Missbrauch, aber auch viele andere Leidenserfahrungen, die unsere Kirche jahrhundertlang unheilvoll geprägt haben, fordern uns heute zu einer neuen Ehrlichkeit, Bescheidenheit und Anerkennung von Schwäche auf. Alles schreckliche Unheil weltweit verlangt grundsätzliche Veränderungen. Denn der Unmut so vieler Gläubiger, die sich in diesen Jahren entsetzt, enttäuscht und mutlos geworden, von der Kirche abwenden, hat Gründe, die wir Bischöfe und alle Verantwortlichen in der Kirche sehr ernst nehmen müssen. Es hilft nicht, mit Abwehrreflexen darauf zu reagieren oder gar denjenigen, die sich nach Veränderung sehnen, böse und unredliche Absichten zu unterstellen. Auch hier zeigen sich die Ängste vor Veränderungen, aber auch der Schmerz über so manche Bewegungslosigkeit und Arroganz. Die Krise der Kirche offenbart wie in einem Brennglas, dass wir uns im 21. Jahrhundert vor einer unglaublich großen Bewährungsprobe im Glauben und kirchlichen Alltag befinden. Leben doch gerade wir in unserem Land in einer Welt, in der Freiheit, Gleichheit und die gleiche Würde aller Menschen eine im Verhältnis zu früheren Zeiten viel größere Rolle spielen und darum für das Verstehen der Offenbarung als Geschichte und der lebendigen Kirche viele Folgen haben, die wir nicht unterschätzen oder gar verneinen können. Weil Lehre und Überzeugung der Kirche in der langen Geschichte, verwurzelt in der Heiligen Schrift und unserer Tradition, im Heute gelebt werden müssen und zugleich als Offenbarung Gottes mit ihr in unverbrüchlicher Verbindung stehen, sind wir dauerhaft herausgefordert.

IV.

Wir spüren dies nicht nur in der Weltkirche, sondern in unserem Bistum, in unseren sehr konkreten Pfarreien und Gemeinden. Seit Jahren steht schon vieles infrage. Jetzt erleben wir, wie sich ganz vieles auflöst. Sich deswegen die alten Strukturen wieder herbei zu wünschen, ist keine Lösung. Sie sind nicht wieder herstellbar. Was aufgegebene Kirchen im Symbol traurig zum Ausdruck bringen, auch die kontinuierlich sinkenden Zahlen von Priestern, aber auch aller anderen pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, wie die wenigen Berufungen zum priesterlichen und anderen Ämtern und Diensten in der Kirche, sind dafür ein alarmierendes Zeichen. Wenn dies so weiter geht, dann bricht die sakramentale Struktur unserer Kirche zusammen. Schon jetzt ist sie regelrecht bedroht.

Können wir in einer solchen Schwäche überhaupt noch Stärken erkennen? Es wird keine Stärke sein, sich nach einer Kirche der Vergangenheit zurück zu sehnen. Stark ist es, einen herausforderungsvollen Weg, der uns demütig macht, zu gehen. Wer nämlich erkennt, dass die Krise, die wir durchleben, nicht nur eine Kirchenkrise ist, sondern eine Krise der Religion in der heutigen Zeit, der sieht, dass sich die religiöse Bedürftigkeit vieler Menschen derartig verändert hat, dass unsere spirituellen, theologischen, liturgischen und anderen seelsorglichen Angebote die meisten Menschen von heute nicht mehr erreichen können. Vieles im Raum unserer Kirche trocknet aus oder ist bereits ausgetrocknet. Und doch stimmt mich dabei hoffnungsfroh und zugleich sehr nachdenklich, dass die Ströme der spirituellen Suche vieler Menschen an Kraft gewinnen - oft allerdings außerhalb unserer Kirche. So durchleben wir also eine Krise, die von uns sowohl spirituelle als auch strukturelle Entscheidungen abverlangt, die zu einer echten Neuwertung unserer Kirche führen werden.

V.

Gerade in einer solchen Lage haben wir Christen die Chance, eine Vorbildfunktion wahrzunehmen und dabei eine konstruktive Konfliktkultur einzuüben. Und zwar gerade weil wir von so vielen Ängsten geplagt sind und viele sich vor den Veränderungen fürchten. Denn wir leben doch zuerst von der Verheißung, dass Gott alle Wege mit uns geht. Mit dieser Verheißung im Herzen, dass Gott uns nie verlässt und in Jesus Christus der „Gott mit uns“ in allem ist, kann die Angst vielleicht kleiner werden, aber auch der Mut größer, miteinander etwas zu wagen. So schmerzhaft die Abbrüche und Verluste unserer Kirche auch sein mögen, Gottes Verheißung bleibt doch bestehen. Darum brauchen wir nicht in Resignation zu versinken, sondern können mutig und kreativ Neues suchen, auch ausprobieren, oft über den Raum unserer Kirche in ökumenischer und interreligiöser Verbundenheit hinaus.

Ich bin der festen Überzeugung, dass unsere Welt jenes Vertrauen braucht, dass es eine größere Kraft gibt, die uns hält, trägt, Begleitung und auch Orientierung gibt, die uns menschlicher und solidarischer miteinander leben lässt, als viele denken. Als Christen bezeugen wir, dass alle Menschen aus einer persönlichen Gottesbeziehung leben, die inspiriert und trägt. Die konkreten Orientierungen schenkt uns Jesus Christus selbst, in dem Gott als Mensch bei uns ist und in seinem Geist bei uns bleibt. Hier geht es um das konkrete Leben mit seiner Orientierung, sich

stets an der Liebe und Barmherzigkeit auszurichten, am Wohl und an der Würde eines jeden Menschen sowie an der tiefen spirituellen Gottesbeziehung, die Jesus selbst vorlebt und lehrt. Es geht also um eine neue geistliche Tiefe, die hilft, Wege zu suchen, wie wir heute dem Wohl und der Würde aller Menschen dienen und diese immer mehr entdecken können, gerade angesichts der Verlorenheit vieler Menschen im Alltag und der Verlorenen unter den armen, den leidenden, den von Krieg, Terror und Hunger wie von Seuchen geplagten Menschen.

VI.

Am Evangelium bewegt mich immer mehr jene große an Jesus zu entdeckende Gelassenheit und Offenheit, die er ausstrahlt in der Begegnung mit Menschen und die er sichtlich aus einer tiefen Gottesbeziehung und Liebe zu Gott, seinem Vater, und im Geliebtsein von ihm empfangen hat. Mit dem Johannesevangelium hat er sich selbst als Weg bezeichnet, der in die Weite und in die Freiheit führt (vgl. Joh 14,6). In Psalm 18 heißt es passend dazu: „Du Herr führst mich hinaus ins Weite“. Die Kraft für vieles, was uns aufgegeben ist, kann nicht aus uns selbst kommen, sondern kommt von dem Gott, auf den wir setzen.

Wenn wir so auf Gott schauen, dann kann eine Kultur unter uns wachsen, mit der wir Konflikte konstruktiv leben und austragen können. Niemand von uns weiß die ganze Wahrheit, kennt alle Lösungen und richtigen Wege angesichts der vielen Krisen. Wir dürfen aber im Glauben auf Gottes Unterstützung rechnen, uns deswegen in dieser unserer gegenwärtigen Schwachheit auf jene Stärke beziehen, die aus Gottes Geist kommt und hilft, das Heilvolle in den Perspektiven und Auffassungen anderer, im Ringen um Positionen, im Wechsel der Perspektive im gemeinsamen Lernen zu entdecken. Unser Gott ist ein Gott des Weges – und nicht des Stillstands. Seine Wege führen niemals zurück, sondern immer nach vorn. Der Weg des Volkes Gottes durch die Geschichte war, ist und bleibt stets ein Weg des Wandels und des Aufbruchs, des Loslassens und des Abschiednehmens, immer ein Weg des Neubeginns.

Im Glauben an diese Verheißung, dass Gott uns in Jesus Christus und mit Jesus Christus auf einen Weg in die Weite führt, wünsche ich Ihnen und unserem Bistum, wünsche ich allen, die mit uns verbunden sind und mit denen wir und für die wir leben, Gottes Nähe und sein Weggeleit. Möge Sie und uns alle Zuversicht, Gesundheit und Lebenskraft im Neuen Jahr 2022 begleiten. Amen.